

15]

## Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg

Nachdem er so eine Weile losgelegt hat, runzelt Per die Brauen und sagt: „Eins möcht' ich Dir nur sagen: spiel' Dich nicht gar zu sehr auf, Jens!“

„Aufspielen! Du weißt wohl nicht, daß Du einen Mann vor Dir hast. Per Holt! Und hol's der Teufel, einen voll ausgewachsenen Mann!“

Per erhebt sich. Er schließt den Mund fest und kneift die Augen zusammen. „Nun ist's schon besser, Du nimmst Dich zusammen, mein Junge, denn ich kann, Gott verdamme mich, auch fragbürtig werden!“

„Junge!“ fährt Jens auf und packt mit seinen groben, sommersprossigen Fäusten Per so fest, daß die Vorderbeine der Hochzeitsweste auseinanderbersten!

„In diesem Hause gibt es nur einen Mann!“ ruft Per und fährt auf Jens los, der, ein fürchterliches Gebrüll ausstößend, im nächsten Augenblick neben dem Ofen auf der Diele liegt, mit einem Loch im Kopfe.

Es erfolgt sofort ein allgemeiner Ausbruch.

Im Gang flüstert Niels Rön Jakobus zu: „Er konnte ihm ordentlich eins verjehen!“

Jakobus nickt und nickt und antwortet: „Ja, er konnte ihm weiß Gott eins verjehen, hihi!“

Als sie auf dem Wege angelangt sind, läuft der große Paul immer weiter, wie vom Winde gejagt.

„Aber wo willst Du denn hin, Du Tölpel? Menschenskind, bist Du denn ganz verrückt? Hier wohnen wir doch!“

Paul antwortet aus einiger Entfernung: „Ich weiß es wohl. Ich weiß es wohl, Maren, aber mich soll der Teufel holen, wenn ich wenden kann!“

Damit ist Per Holts großes Taufgelage zu Ende, das wie ein leichtsinnig übermütiger Streich in den Annalen der Gyldholmer Rätnerhäuser verzeichnet steht.

Gyldholm liegt da draußen im dänischen Bauernland, umgeben von seinen breiten Aedern, wie eine Insel.

Dort wird ein Leben für sich gelebt. Dort verhalten sich die Jahrhunderte alten Ueberlieferungen des Schlosses, dessen Korridor mit den Bildern Gyldholmscher Besitzer vieler Generationen geschmückt ist, zu den Ueberlieferungen in Keller und Leutestube genau so, wie sich das Licht zum Schatten verhält.

Dort findet man eine Gemeinschaft, die von der Unterklasse mit ihren krummen Rücken stufenweise hinaufsteigt bis zur obersten Sprosse — dem Kammerherrn, der dort oben in erhabener Ruhe und einsamer Majestät thront.

Eine Insel mit aller Tradition und Verfassung, die aus früheren Zeiten zurückgeblieben ist.

Und zwischen dieser Insel und der Umwelt gibt es so gut wie keine Verbindung.

Es ist ein Ort, wohin kein Bauer kommt, und von wo aus keiner zum Bauern geht. Es herrscht eine rege Verbindung zwischen Rittergut und Rittergut, zwischen der einen Insel und der anderen.

Die hohen Herrschaften fahren in ihren eleganten Equipagen und strahlenden Toiletten wie ein prachtvolles Schauspiel vorbei an Häusern und Höfen, von Gut zu Gut. Und im Mai und November transportieren schwere Arbeitswagen Kisten, Kommoden, Mobilien und Gerümpel von einer Leutestube zur anderen und einem Rätnerhaus zum andern.

Doch zum Dlusmarkt und Sommerfest fahren ein paar Wagenladungen voll junger Leute von Gyldholm durch das Land gleich einem Wirbelwind.

Bei dem ersten Höfer, auf den sie stoßen, kaufen sie Brantwein und sind währenddem drum und dran, seinen Ladentisch umzukippen. Unter Gejohle und Geschrei zieht der Zug weiter durch friedliche Dörfer wie ein Ungewitter. Von den Wagenbrettern aus, auf denen sie sitzen und in erhobenen Händen ihre Flaschen schwingen, rufen sie jedem unflätige Worte zu; sie überholen, wenn irgend möglich, jeden Wagen und jagen mit ihren Tieren ruhig des Weges dahinziehende Menschen in den Chauffeegraben — wie ungezogene Jungen,

die zum erstenmal der Zwangsanstalt entflücht sind und nun vor Uebermut nicht wissen, was sie anfangen sollen.

Auf dem Marktplatz bewegen sie sich im Gedränge nur in einem zusammenhängenden Klumpen und es ist, als bestände dieser nicht aus Einzelwesen, sondern aus einem einzigen kolossalen Klumptier, einem Ungeheuer mit vielen Gangarmen, vielen wilden Augen und vielen brillenden Mäulern.

Die Heimfahrt ist eine wilde Jagd durch Dunkelheit und Nacht, auf Wegen, die der Mauer meidet, wenn er aus weiter Ferne den wilden Zug herankommen hört. Durch tausenden Peitschen Schlag werden die schäumenden Pferde vorwärts getrieben, daß Gufe und Kadachsen Funken sprühen. Und hinter ihnen erzittert die Luft vom Gebrüll.

Und vorüber zieht die wilde Jagd und verschwindet an der Gemarkung von Gyldholm, als hätte die Erde sie verschlungen — bis zum nächsten Markttag.

Die zum Gut gehörenden Häusler sind ständig an die Gyldholmer Scheunen, Ställe und Aeder gefesselt. Nur wenn Reichstagswahl ist, werden sie losgelassen.

Sie kommen niemals zu Kommunalwahlen oder Versammlungen in den Darumer, Fallinger und Derumer Bezirken. Aber am Tage vor der Reichstagswahl sagt der Verwalter zu ihnen: „Morgen sollt ihr wählen!“ genau so, als wenn er sagen würde: „Morgen sollt ihr Dung fahren!“

Und die Rätner vollführen die Arbeit genau so wie jede andere, die im Dienste des Kammerherrn vorfällt.

Sie fahren vorüber an den vergrößerten Höfen der Bauern und den hohen Meiereischornsteinen — und wundern sich über die Veränderung, die hier stattgefunden hat.

„Es ist toll, wie die's können!“ sagt Per Holt.

Der rote Jens zerrt seinen langen Bart. „Können? Die gehen, hol's der Satan, aber auch pleite, bevor das Jahr um ist!“

„Und ihres Vaters Geld ist alle!“ fügt der große Paul hinzu.

„Wenn sie so fortfahren, dann glaub ich's auch!“ flötet Jakobus und schaut tiefsinnig drein. Niels Rön verschließt das eine Nasenloch mit dem Finger und pustet. „Ja, solange sie ihr Erbteil noch im Schranke haben, stehen sie nichts aus, das großschmauzige Pack!“

Paul zeigt auf einen Wagen: „Der da sitzt, war einer meiner Schulkameraden. Er sieht nicht aus, als lebe er nur von Magermild. Ein aufgeblasener Bursche war er!“

„Dieser hier war genau so, das glaube mir.“ Jens zeigt auf einen seiner Schulkameraden, der in einem flotten Bauernwagen an dem Gutswagen vorbeifährt. „Ich hab' ihm ein paarmal den Hintern gehörig verjohlt, wenn wir aus der Schule nach Hause gingen, das könnt Ihr mir glauben, haha!“

Blöglisch entblößen alle Häusler ihre Häupter. Der Baron von Røvenborg ist auf dem Wege sichtbar geworden.

Bald darauf kommen Verche von Klausholm, der Jägermeister von Utterup, Calissen, Träholt.

Eine ganze Weile sitzen die Gyldholmer Häusler fast unangeseht mit der Mühe in der Hand.

Paul entdeckt unter den Wegsfahrenden noch einen Schulkameraden. „Das ist einer, der mit einem Kuchen unter jedem Arm geboren wurde!“

„Na, ist er von der Sorte!“ bemerkt Jakobus.

Paul schaut sich lächelnd um. „Ja, das Modell kennt Ihr ja wohl alle!“

Sie lachen.

Per Holt blickt mit erstaunten Augen um sich: „Nein, diese Menge Menschen!“

Er ist zum erstenmal zur Wahl.

„Für wen wohl eigentlich gestimmt werden soll, außer für den Kanzleirat?“ hustet Klein-Lasse.

Krän Sows spuckt über die Wagenkante hinüber: „Ja, das mag Gott wissen!“

An der Wahlstelle angelangt, sehen sie den Kandidaten der Bauern auf der Rednertribüne.

„Ja, das ist ja Per Nielsens Hans aus Vallerum“, ruft Krän Sows. „Wie in aller Welt ist der da hinauf gekommen!“

„Kennst Du ihn?“

„Ge, ja, natürlich! Ich hab' ihn eines Abends in eine Kalkgrube gesteckt; er war etwas naseweis damals, als er mit

der Schultkeiß-Maren ging, hebel . . . Er kann sein Mundwerk wohl gebrauchen!"

Der Bauernkandidat erhält die bei weitem größte Stimmenzahl. Die Gylldholmer Häusler aber haben für den Kanzleirat gestimmt wie immer — darum sind sie ja gekommen.

Nun sorgen sie dafür, daß sie etwas zu trinken bekommen. Und auf der Rückfahrt kann jedermann sehen, daß es Leute vom Rittergut sind, die auf dem Wagen sitzen.

So oft sie einen Bauernwagen passieren, beugt Paul sich vor und ruft: „Wir gehören zu Gylldholm.“

Der rote Zens überschüttet alle und jeden mit Schimpfworten, und als der Wagen an der Derrumer Hochschule vorbeifolkt, stößt er ein tierisches Gebrüll aus, das verstärkt von der roten Fassade zurückgeworfen wird.

So fahren sie heim zu den kleinen, niedrigen, grauen Häuschen, dicht an der Einfahrt des Schlosses Gylldholm, das da draußen im dänischen Bauernland, umgeben von seinen Aedern und Wiesen wie eine Insel liegt. (Fortf. folgt.)

## Der Patriot.

Die Kais Coderill, St. Michel, van Dyk und weiter über den Steen hinauf sind nicht gerade die Tugendstraßen von Antwerpen. Auf der einen Seite dieser Kais ziehen sich die Hasenanlagen an der Schelde entlang. Ein reiches Leben entfaltet sich in ihnen. Hart ringen in schwerer Arbeit Tausende auf den Schiffen und in den gewaltigen Lagerräumen um ein farges Brot. Auf der anderen Seite der Straßen, die sich aneinanderreihen, drängt sich Wirtschaft an Wirtschaft. Als ich an dem Sonntag vor dem Ausbruch des Generalstreiks an diesen Wirtschaften vorbeiging, wurde ich nicht, wie es sonst geschah, von den vor den Türen stehenden Mädchen angerufen: „Komm, Dicker, komm!“ Auch winkte man mir nicht aus den Fenstern zu. Die Wirtschaften schienen, soweit die weibliche Bedienung in Betracht kam, wie ausgestorben zu sein.

Ich bog in der Nähe des Steen gegen die Schelde zu und stieg die Treppe zu der Promenade empor, die über die Lagerschuppen des Norddeutschen Lloyd hinwegführt. Im Hafen herrschte ein reges Leben. Es war sicher, daß am anderen Tage der Betrieb im Hafen eingestellt werden würde. Die Schiffe suchten möglichst noch rasch mit eigener Mannschaft zu löschen und zu laden, um an diesem Sonntag noch aus dem Hafen zu kommen. So war auch die „Gneisenau“ vom Norddeutschen Lloyd zur Ausreise fertig. Eine große Anzahl von Menschen hatten sich eingefunden, um der Abfahrt des Schiffes beizuwohnen. Fast die Hälfte davon bestand aus den Kellnerinnen der Kneipen, an denen ich vorhin vorbeigewandert war. Sie tauschten mit den Seeleuten die letzten Grüße aus. Es ging im Hin- und Widerrufen recht lebhaft zu, und manches dieser armen Mädchen weinte auch ihrem Liebsten von einigen Tagen heiße Tränen nach.

Die Schlepper hatten sich bereits vor die „Gneisenau“ gespannt. Die letzten Vertäuerungen wurden gelöst, und unter den Klängen des ewigen: „Muah ih denn, muah ih denn“ glitt das Schiff langsam die Schelde hinab. Ein letztes Winken mit den Taschentüchern, bei vielen der Mädchen ein Tröcknen der Augen — dann löste sich der Menschenknäuel auf. Als ich die Leute an mir vorbeiströmen ließ, bemerkte ich in einer Gruppe ein Mädchen, das mir bekannt vorkam. Ich sann nach, wohin ich es tun sollte.

Auf einmal schoß es mir durch den Kopf: Die ist dir doch von zu Hause bekannt, wo sie in der A.E.G. arbeitet! Das Mädchen hatte sich immer für eine sehr begabte Sängerin gehalten und war öfter als Chansonette aufgetreten. Ich ging ihm daher nach und sprach es an. Das Mädchen erkannte mich sogleich; fragte mich, wie ich nach Antwerpen käme und teilte mir mit, daß es mit einer Hamburger Sängeriinnen-truppe in einem Wirtschaftshaus in der Avenue Neher aufträte. Ich mußte das Versprechen geben, daß ich das Lokal gegen Abend, wenn sie spielten, aufsuchen werde.

Da ich erst gegen acht Uhr nach Brüssel zurückfahren wollte, hatte ich noch einige Stunden Zeit. Ich begab mich daher abends in das bezeichnete Wirtschaftshaus. Das Lokal bestand aus einem langgestreckten Raum, an dessen Stirnseite ein Podium errichtet war. Auf diesem Podium saßen etwa zehn junge Mädchen, darunter auch meine Bekannte. Die Mädchen trugen kurze Plitterröckchen; die Nieder waren weit ausgeschnitten und die bei allen Mädchen auffallend mageren Arme bloß. Die Gesichter der Mädchen waren hochrot geschwinkt, die Augenhöhlen geschwärzt und auf den Köpfen hatten sie mächtige Lodentuffs. Auf dem Anreizgittel nannten sich diese Mädchen: „Hamburger Sängeriinnen-truppe: Die Gagebutten. Direktion: Frau Direktor Haggelmeier.“ Als ich in das Lokal trat, bemerkte mich meine Berliner Hamburgerin sofort und lächelte mir zu. Einige Zeit, nachdem ich mich gesetzt hatte, trat das Mädchen an den Rand des Podiums und begann zu singen. Die Stimme klang recht hölzern. Mit den

Armen machte das Mädchen mechanische Bewegungen, die sich immer wiederholten. Der Refrain des Liedes klang mir noch heute in den Ohren:

„Ich zeige gern mein schönes Bein  
Und auch mein rundes Antl —  
Über weiter geh' ich nie!“

Drei Lieder von derselben Art sang das Mädchen herunter. Den Beifall nach jedem Liede spendeten die Kollegiinnen. Dann nahm es einen Teller und ging einsammeln. Das gesammelte Geld lieferte es an eine kleine, dicke Frau ab, die an der Schänke stand und Liföre trank. Das war die Frau Direktor Haggelmeier. Sie hatte ein recht kniffliges Gesicht, trug einen riesengroßen blauen Hut und einen Saumantel. Als ihr meine Freundin das Geld übergab, warf sie einen geringschätzigen Blick auf das Geld und einen recht gehässigen und verächtlichen auf das Mädchen.

Ich sah eine ganze Zeitlang für mich allein und machte so meine Betrachtungen. Die Mädchen auf dem Podium sangen eines nach dem anderen und sammelten eines nach dem anderen ein. Der Spaß wurde ziemlich teuer. Die „Gagebutten“ blinzelten öfter nach mir hin; die Schenkensmamsell und die Frau Direktor warfen abschätzende Blicke auf mich. Mit einem Male trat ein großer und bieder Mann an meinen Tisch. Er hielt mir die Hand hin und grüßte freundlich und doch mit einer gewissen Gerablassung: „Der Herr ist aus Berlin?“

Ich nickte.

„Dann gefällt es Ihnen wohl hier? Ja, ein Familienrestaurant, wie kein zweites hier in Antwerpen,“ meinte er selbstgefällig.

Ich antwortete mit einem: „Na!“

„Ja, man bietet aber auch etwas. Man möchte noch mehr bieten. Aber die eigenen Landsleute unterstützen einen nicht. Sehen Sie, ich war mit in China. Aber meinen Sie, das wird hier besonders beachtet!“

Ich dachte, da tun die Leute ganz gut daran. Er jedoch fuhr fort:

„Ja, in China — Takufort — Peking — alles mitgemacht. Ich hatte sechs Chinesenzöpfe mitgebracht. Ich habe auch die Chinamedaille. Bin hier sogar Vorsitzender, das heißt weiter, vom deutschen Kriegerverein. Aber es ist kein Zusammenhalt da.“

In diesem Augenblick betrat die Direktorin das Podium. Sie entledigte sich ihres Mantels, den sie den Mädchen hinschmieg und stand dick und klein im enganliegenden blauen Trikot da. Ich hätte über diese Karikatur fast laut hinaus gelacht. Aber gleich darauf kam ein Entsetzen über mich. Die Frau Direktor sang auch. Der Ton aus einer verrosteten Gießkanne ist Sphärenmusik dagegen. Beim Singen klopfte sie auf die Schenkel, drehte sich um und klopfte auf ihre Reversseite. Dabei schrie und fauchte sie, als wollte sie die Welt mit ihrer Stimme ausfüllen:

„Alles, was ich hab' und bin —  
Alles laß ich sehen!“

Als das Geschrei zu Ende war, Natfchter die „Gagebutten“ wie wahnsinnig Beifall, dann halfen sie ihr wieder in den Mantel. Auch der Wirt hatte in seine fettigen Hände geschlagen. Die Direktorin kam an unseren Tisch und sagte hochmütig:

„Ich habe von allerhöchsten Herrschaften noch ganz anderen Beifall erhalten — aber hier — —.“ Und sie warf einen verächtlichen Blick in die Runde.

„Sie wissen doch: Das eigentliche Publikum kommt erst später,“ befänktigte der Wirt.

„Ach, das ist ja auch schrecklich. Von den Damen ist noch nicht eine zu einem Drink eingeladen worden,“ antwortete die Direktorin und warf mir einen sehr tabelnden Blick zu.

Sie ging, und der Wirt nahm das Gespräch mit mir wieder auf:

„Sie leistet etwas und reißt immer noch mit hin. Also neu-lich zum Geburtstag des Kaisers habe ich eine Extrafeier veranstaltet. Tadellos sage ich Ihnen! Dort oben auf der Bühne stand die Büste des Kaisers. Den künstlerischen Teil hatte die Frau Direktor übernommen. Sie trat in schwarz-weiß-rotem Trikot auf. Die Damen hatten alle schwarz-weiß-rote Schärpen um. Einfach tadellos! Ich bin ja auch auf meine Rechnung gekommen. Aber es hätte mehr sein müssen. Zuletzt gab's Champagner — und dann mit die Mädels — —.“

Ich lächelte spöttisch. Aber er schien es nicht zu merken.

„Ja, Spaß hat's gegeben. Aber dazu ist man auf die bessere Bürgerwelt angewiesen. Der deutsche Arbeiter — und es gibt viel hier — na, Sie werden ja wissen, wie verkehrt und verrostet der ist.“

„Oho!“ fuhr ich auf.

Sofort lenkte er ein: „Ich meine den Einzelnen. Der deutsche Arbeiter ist im allgemeinen gut. Er unterstützt nur seine Landsleute zu wenig. Er läuft hier in die verfluchten Volkshäuser, liest da Zeitungen, hört Vorträge an und gönnt sich keinen guten und billigen Kunstgenuß, wie ich ihn im patriotischen Interesse biete.“

Ich hatte wohl schon zum fünften Male an die sammelnden Mädchen meinen Obulus entrichtet und meinte daher: „Die Geschichte kommt ziemlich teuer.“

Er schien mich jedoch mißzuverstehen. Denn er rückte ganz nahe an mich heran und flüsterte mir fast in die Ohren:

„Im Vertrauen gesagt: Die Truppe kostet mich keinen Pfennig. Für ihr Spiel sammelt sie. Die Mädchen — was werden die kriegen? Kost und Schlafen und vielleicht zehn Franken im Monat. Das Abendessen freilich geb' ich. Aber das und noch mehr kommt wieder ein. Sehen Sie, wenn die Mädchen zu einem Drink eingeladen werden, dürfen sie nur Knidebeins bestellen — das Gläschen ein Frank. Von jedem Gläschen hat die Direktorin ihre fünfundzwanzig Centimes, und das andere ist mein. Und die Frau Haggelmeyer sieht darauf, daß ihre Damen eingeladen werden. Unter zehn Gläschen darf ihr keine kommen. Aber sie trinken mehr. Dort die Große rechts auf dem Podium bringt es Abend für Abend auf ihre zwanzig und fünfundzwanzig Knidebeins.“

Ich wurde allmählich wütend und sagte grimmig: „Ein feines Beschäft!“

Der Wirt sagte auch das wieder falsch auf. Er lachte, als wenn ich ihm ein Lob gesendet hätte. Als er antworten wollte, erhob sich an einem Tisch ein fürchtbarer Lärm. Ein Gast schrie gornig die Kellnerin an:

„Sie sind wohl verrückt!? Einen Franken — für so ein Gläschen Schnaps!“

Aber der Wirt war schon da und die Frau Direktor mit ihm. Er brüllte den Gast an:

„Wenn Sie nicht gewohnt sind in einer anständigen deutschen Wirtshaft zu verkehren, dann gehen Sie in eine Spelunke. Hier sind reelle Preise, und die haben Sie zu bezahlen. Verstanden!“

Die Frau Direktorin aber pispfte:

„Sie wollen ein Ischenlermänn sind und schämen sich nicht, der Dame ihren Schnaps nicht zu bezahlen! Haben Sie keine Dame nicht ein, wenn Sie kein Kavaliere sind und kein Geld nicht haben.“

„Hier sind fünfundzwanzig Centimes, damit ist der Füssel mehr als genug bezahlt!“ schrie der Gast und warf ein Geldstück auf den Tisch.

„Sie zahlen,“ erklärte der Wirt und griff nach dem Hute des Gastes. Der aber gab ihm einen Stoß, daß er an das Büfett flog, brückte die Frau Direktor auf einen Stuhl und schob die Kellnerin zur Seite, worauf er das Lokal verließ. Der Wirt rappelte sich wieder empor und höchster Entrüstung voll kam er zu mir:

„Ist das nun nicht eine Roheit!? Und das nennt sich Landsmann! Da opfert man sich auf für die deutsche Sache — und so wird es einem gemacht!“ eiferle er erregt.

Währenddem trat die Kellnerin an meinen Tisch, um mein Glas frisch zu füllen. Da schrie sie der Wirt an:

„Sie sind doch eine zu dumme Gans! Sehen Sie nur zu, wie Sie zu Ihrem Geld kommen. Ich will unter Ihrer Dämlichkeit nicht zu Schaden kommen.“

Nach dieser Herzenserleichterung wollte er sich wieder mir zutenden. Ich hatte aber genug, stand auf und griff nach meinem Hut.

„Was, Sie werden doch nicht schon gehen wollen?“ fragte er mich erstaunt. Dann beugte er sich an mein Ohr und flüsterte mit einem Blick nach dem Podium:

„Bleiben Sie doch hier. Mit der Kleinen dort oben beischele ich die Sache schon.“

Am liebsten hätte ich ihm ja eine in das fette Gesicht geknallt. Aber ich mähtigte mich und sagte nur:

„Sie sind ein Lump!“

Aber er war gar nicht beleidigt. Sehr von oben herab meinte er:

„Sie kennen mich doch nicht — China gewesen — Verdienstschmalle — Bei mir verkehren ganz andere Leute als Sie und sind froh, wenn ich ihnen ein bißchen Kalbsfleisch verschaff'. Für Sie steh' ich als 'n ehrlicher Deutscher noch zu hoch.“

Da lachte ich laut auf und sagte im Hinausgehen:

„Na, dann nehm' ich den „Lump“ zurück — Sie guter Patriot!“

Sepp Dertter.

## Wie sie starben.

Von Kurt Tucholsky.

Das dicke kleine Buch, um das es sich hier handelt, ist 1753 bei Gottlieb Friederich Jenisch in Stuttgart, Frankfurt und Leipzig 1768 erschienen und hat einen Titel, der sich, wie es in jener Zeit üblich war, über die ganze Seite erstreckt. Man erfährt aus ihm, daß in den folgenden 900 Seiten die „Seeligen letzten Stunden von 31 Personen“ geschildert sind, „so unter des Scharfrichters Hand gestorben: Vor der Welt, als Kindes- und andere Mörder, Duellanten, Jauner, Diebe, Nordbrener, Viehisch-Unzüchtige, und Militär-Verbrechere; vor Gott aber, als in dem Blute Jesu gerechtfertigt und abgewaschene, oder doch gnadenhungrige Seelen.“

Geschrieben haben es die jeweiligen Seelsorger, die um die Verurteilten zuletzt bemüht waren. Wenn Ludwig Thoma einmal gefragt hat, wie solch ein Mann es fertig bringe, die Mordtat des Staates mit den Lehren seiner Religion in Einklang zu bringen — hier würde er, wenn auch keine Antwort, so doch eine grauenerregende Demonstration finden.

Das Schema, nach dem verfahren wird, ist folgendes: der Geistliche kommt zu der verurteilten Person und befragt sie zunächst um ihre Sünden (in irdischer Beziehung), dann geht er ihr auseinander, daß sie mit diesen ihren Taten auch gegen die göttlichen Verbote verstossen habe und beginnt zu beien. Zwanzig Druckseiten, dreißig Druckseiten werden in den Berichten mit Sätzen gefüllt, die man nicht lesen mag, weil sie in langweiliger Wiederholung göttliche Namen, Bibelsprüche und Psalmenausprüche enthalten. Manchmal sind die herzigkindlichen Antworten und Fragen des Opfers mit angegeben.

Aber das ist ja alles nicht wahr: denn die armen Dienstmädchen, die ihre Kinder in die Mülleimer steckten, und die Mörder, die nach unseren Rechtsbegriffen wohl meist Totschläger waren, werden in den letzten zehn Tagen kaum noch gewußt haben, was sie vor Angst brabbelten. Oder sie mögen zornig und kalt geliebt sein bis zuletzt. Aber das ist in dem Buch nicht vermerkt. Alle sind als arme, aber von Jesu begnadigte Sünder in die selige Ewigkeit übergegangen. Amen.

Was uns fesselt, ist also nicht der endlose Monolog des Geistlichen mit einem, der schon nicht mehr zuhörte, weil er längst etwas Schlimmeres war als nur tot. Uns interessiert: was haben sie getan? Wie sind sie gestorben?

Folgen wir den Berichten, so müssen die Verbrechen sehr uninteressant gewesen sein. Mörder, Kindermörderinnen, Deserteur. Die Darstellung beschränkt sich darauf, kurz und aktenmäßig anzugeben, was die Leute verbrochen hatten.

Aber wie starben sie? Je nachdem man sie hinrichtete. Einer, „welcher sich in Potsdam vor dem berlinischen Thore wider Gott auf eine mehr als Sodomitische Art versündigt hatte, und deswegen gefänglich eingezogen war, auch nach Urteil und Recht lebendig verbrannt werden sollte“, bewies bis zuletzt eine Ruhe, die man nur begreift, wenn man die Verlogenheit derartiger Berichte kennt. Dieser „herzlich und rechtschaffen belehrte Andreas Lepsch, so um viehischer Unzucht willen das Leben lassen“ mußte, hat angeblich überhaupt kein Zeichen der Furcht von sich gegeben. „Als wir nun zuletzt mit ihm an der Gerichts-Stätte gebetet hatten, und der Scharfrichter ihn mit gebundenen Händen zum Scheiterhauffen führen wollte, fragte ich ihn: Wie ist Euch? Antw. Recht wohl! Hr. Wo werdet Ihr nun hingehen? zum Leben oder zum Tode? Antw. Ich gehe zum Leben, denn Jesus Christus ist in mir. Als er nun an den Pfahl angebunden war, fragte ich ihn zu allerlezt: Andreas, was ist Euch? Antw. Recht sehr wohl! Hr. Wer hat Euer Herz? Antw. Mein Herz ist bei dem Herrn Jesu. Darauf war der Scheiterhauffen angezündet, und diese begnadigte Seele ging zu Christo ihrem Erlöser.“ Das war der Pastor Schubert und der Sodomit Lepsch, und man soll sie niemals auf eine Stufe stellen.

Und es war am 18. September 1738, da der Soldat Christian Friedrich Ritter nach seiner Befehung ein herrliches Ende nahm, stahen man ihn von unten auf räderte. „Seine Arme und Füße streckte er selbst aus. Die Augen aber tat er zu, ohne Zweifel darum, damit er sein nach der Seligkeit recht brennendes Herz desto besser für allen Zerstreungen bewahren möchte. Der Scharfrichter meynete er thäte solches aus Furcht, und sagte daher zu ihm, er solle sich nicht fürchten, und seine Augen nur aufthun, der sel. Ritter schlug dann seine Augen ganz fröhlich auf, und sprach zum Scharfrichter: O ja! ich darf meine Augen wohl aufthun: Denn ich sterbe in Jesus Nahmen. Dises waren seine letzten Worte. Darauf gieng sofort die Exekution an, mit welcher man zugleich zu singen anfieng: Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht ujn. Er empfieng etwa 17. bis 18. Stöße mit dem Rade und gab hiermit seinen Geist auf.“ Man denkt an Goya und alle Schreden der Welt. Es ist sicher nicht Hohn, das mit den geschlossenen Augen. Der Pfaffe mag immerhin geglaubt haben, daß der Mensch nicht ohnmächtig war, sondern der Verzehrung bedurfte. Aber daß sie ein schönes Lied sangen, das war Berechnung: denn das gräßliche Brüllen mochte wohl im Gegensatz zu den öligen Worten der Priester gestanden haben.

Mährend ist der Soldat Blühdorn gewesen. Dem zerstückten sie auf dem Rad erst Arme und Beine, was er „gedultig“ über sich ergehen ließ und „ohne ungedultiges Schreien“. Dann wurde er, noch lebend, aufs Rad gelegt. Dann ein unglaubliches Bild: „Die Herren Prediger traten wechselseitig zu ihm hinauf auf eine Leiter mit ihm zu beten usw. und das Rad muhte ihnen da gleichsam zur Kanzel dienen, indem sie auch das Volk zu einer gründlichen Buße und rechtschaffenen Velehrung ernstlich ermahneten. Der arme Sünder betete noch immer mit lauter Stimme und sang dazwischen, da ihm hihweisen von dem Prediger das Gesangbuch vorgehalten wurde, und man sahe, wie er sich dazzu bequeme, indem er den Kopf in der Höhe zu halten mit dem zerbrochenen Arm bemühet war.“ Dann marschierten seine Kameraden ab und am Abend gab noch einmal der Garnisonprediger eine Freivorstellung an Rad. Er betete ständig. Einmal brüllte Blühdorn um Wasser. Der Pfaffe verwies ihn auf den dürstenden Heiland. Schließlich setzte man durch — ein Käufer wurde an den König geschickt — daß er erwürgt wurde. Er hat 17 Stunden auf dem Rad gelegen. Der Prediger Grothausen, „so beh des Malificanten Ende gewesen“, hat es uns selbst berichtet.

Der Mörderste von allen aber ist der Obrist Wartmann gewesen, der im Schwäbischen 1711 hingerichtet wurde, weil er seinen Wirt, den Herrn Bilkhardt von Wehstein, mit der Pistole

erschossen hatte. Der Mörder ging nach der Tat, so schnell als es seine Schiesserei erlaubten, in das nächste Dorf; er wollte über die Grenze, nach Württemberg, — aber schon waren sie ihm auf dem Hals, fingen ihn und steckten ihn in Arrest. Er wurde zum Tode verurteilt. Der Ortspfarrer beschrieb auf den 76 Seiten genau die Wirkungen des langwierigen Verfahrens auf den Delinquenten, das Todesurteil, die responsa der Juristenfakultät, und all das. Sie führten fromme Gespräche — tagelang, wochenlang.

Und dann kam der letzte Nachmittag. . . . fiengen wir wieder an zu discourieren; der Obriste nahm mich endlich auf eine Seite und fragte mich: Ob der Scharfrichter schon hier wäre? Ich sagte: Nein! Aber er wird bald kommen. Der Obriste sprach: Ich möchte gern selber mit ihm reden, wann ich anderst Erlaubnuß hätte. Dem Pfarrer schien dies mißlich, — was er denn von ihm wollte? Er wolle sitzend hingerichtet werden, und auf ein Zeichen, „dies solle geschehen durch Ausrufung des Nahmen Jesu.“ Aber sie brachten ihn davon ab und schließlich konzidierte er: „Nun dann, so mag er zuhauen, wann ich den Hals über sich rede.“ Und dann kam die Nacht und viele Gebete, und es steht nicht in dem Bericht, daß der Obrist Wartmann weich geworden sei. Und der Himmel wurde grau und hell und „endlich so wurde es sowohl vor unserer Stuben, als auf der Gassen, ziemlich laut und die Leut fiengen an, sich zu versammeln, man ließe mir auch andeuten, wir sollten uns zu dem Ausgang parat machen.“ Und was nun begann, ist das Wertwürdigste und Ergreifendste des ganzen Buches.

Der Mörder fing an, auf eine naive und läppiße Art sich noch ein paar Lebensminuten zu verschaffen. Er trödelte herum, er suchte nach allerhand Vortwänden, um noch 60 Sekunden weiter leben zu können. „Mein Gott! es ist noch finster und nichts zu tun, wie leicht könnte von dem Scharfrichter ein Miß-Streich geschehen! es hat geheißen, um vier Uhr soll es erst angehen, man wird mich ja nicht übereilen!“ Er wußte schon, daß die „Gutsche“ vor dem Tor stand und wollte noch nicht einsteigen. Da war noch sit venia verbo etwas zu erledigen, und bei dieser Gelegenheit gelang es ihm, mit dem Scharfrichter zu sprechen. Sitzend und auf das verabredete Zeichen wollte er hingerichtet werden. Dann kam er zurück und fiel zum erstenmal um. Sie trösteten ihn. Darauf suchte er seine Schlafmütze zusammen, schob sie in seine Tasche und brach auf. „Behüte Euch Gott alle miteinander!“ sagte er zu den Zuschauern, die an der gegenüberliegenden Kirchhofsmauer standen. Er wolle zu Fuß gehen, aber sie schlugen ihm diesen Wunsch ab, bei dem er sicherlich seine zwölf Minuten profitiert hätte. Und als er im Wagen saß, „ruffte er dem Knecht selber zu, er solle ganz gemach fahren“. Seine Hand war eiskalt, aber er fragte doch noch, wem der Wagen, die Pferde und die Knechte gehörten, und wo man ihn beerdigen würde.

Und Menschen setzten einen Menschen auf das Stühlchen und der Name Jesu wurde öfters als in einer Kirche ausgesprochen und bevor sie ihn töteten, versprachen sie ihm die ewige Seligkeit. Den letzten Juni 1721, früh zwischen drei und vier Uhr.

### Kleines Feuilleton.

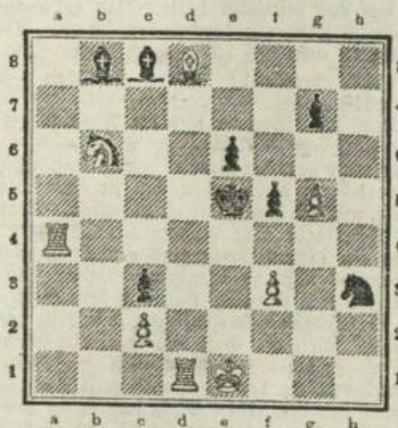
#### Aus dem Pflanzenleben.

Die Sinnesempfindungen der Pflanzen. Der Leiter des römischen botanischen Instituts, Prof. Camillo Aqua, veröffentlicht in der neuen Nummer der „Scientia“ einen interessanten neuen Beitrag zu der vielerörterten Frage, ob es in der Pflanzenwelt psychologische Phänomene gibt. Der italienische Forscher kommt zu einer Verjahung dieser Frage. Die jüngsten Forschungen haben zwar ergeben, daß bei den Pflanzen von einem Zentralorgan oder von Zellen, die Wahrnehmungsfunktionen ausüben, nicht gesprochen werden kann, aber dafür hat man Erscheinungen beobachtet, die den Gedanken nahelegen, daß die der Ausfaltung von Triebkräften dienenden Organe der Pflanzen auch der Aufnahme von Wahrnehmungen und Assoziationen dienen. Bei den Wurzelspitzen, an denen schon Darwin seine klassischen Experimente vornahm, kann man Erscheinungen beobachten, die zumindest auf die Verbindung und Verschmelzung von zwei verschiedenen Triebkräften schließen lassen. Die jungen Wurzeltriebe werden in ihrer Richtung sowohl von der Schwerkraft als auch von der Feuchtigkeit des benachbarten Erdreiches bestimmt. Die Anreize dieser beiden Kräfte, der Schwerkraft und der Feuchtigkeit, werden hier von dem gleichen Organ aufgenommen und verarbeitet. Prof. Aqua weist dann auf die sehr komplizierten Erscheinungen hin, mit denen gewisse Pflanzenarten auf das Licht reagieren; es handelt sich dabei, wie bei der *Vaucleria* und den *Rhizomyces*, um Reaktionen, die sich nicht mehr rein physiologisch erklären lassen. Die *Linaria Cymbalaria*, eine kleine Pflanze, die sich mit Vorliebe an Mauern anheftet, streckt ihre Blütenzweige dem Lichte entgegen, solange sie unbefruchtet ist. Mit dem Augenblick der Befruchtung aber verkehrt sich das Verhalten der Pflanze in das Gegenteil, nun treibt sie ihre Zweige gegen die Mauer zurück, und die Blütenzweige, die bisher das Licht suchten, stehen jetzt vor dem Lichte. Der Gelehrte kommt zu dem Schlusse, daß bei den Pflanzen Sinneswahrnehmungen zustanden kommen, die etwa den Sinneswahrnehmungen

der tiefsten Stufe der Tierwelt entsprechen. Wir finden in der Tierwelt eine Reihe von Lebewesen, bei denen die Differenzierung der Organe noch in ihrem Anfangsstadium steht, noch fehlt das Nervensystem, aber es bleibt das rezeptionsfähige Protoplasma, dem die Aufgabe zufällt, Reize aufzunehmen und zu reagieren. In demselben Sinne, in dem hierbei bei den niedren Tieren von einer psychologischen Gesetzmäßigkeit gesprochen wird, muß auch eingeräumt werden, daß die Pflanzen fähig sind, gewisse Sinneswahrnehmungen zu machen und auf sie zu reagieren.

## Schach.

Unter Leitung von S. Alavin.  
Unser Turnier. Motto: „Venia II“.



2+ (6P-1PL 1)

Schachnachrichten. Der Leiter unserer Schachspalte ist von Petersburg Komitee offiziell beauftragt, über seinen Entwurf der Satzungen für die geplante, allgemeine „Internationale Schachunion“ mit dem Weltmeister zu konferieren, wozu Dr. Em. Lasker sich bereit erklärt hat. Im Falle einer Uebereinkunft soll das Dokument im „Schachwart“ publiziert werden. Die konstituierende Versammlung der „Internationalen Schachunion“ wird sich u. a. auch mit einer allgemeinen „Weltmeisterschaftsordnung“ befassen, weil der betreffende Entwurf eine prinzipielle Zuerkennung einer ständigen Jahresrente für den jeweiligen Weltmeister enthält.

#### Damenbauerneröffnung.

Moskau, 6. Februar 1914.

(Anmerkungen von Bernstein; die eingeklammerten von uns.)

#### O. Bernstein. J. Capablanca.

1. d2-d4 d7-d5

2. Sg1-f3 Sg8-f6

(Wir ziehen 2. . . . c6; 3. c4, dc vor.)

3. c2-c4 e7-e6

(Stuch hier dürfte 3. . . . c6 den Vorzug verdienen. B. V.: 4. Sc3, dc; 5. e3, b5; 6. a4, b4!; 7. Sb1, Sbd7; 8. LxO4, e6 nebst Lb7 und event. c6-c5)

4. Sb1-c3 Lf8-e7

5. Le1-g5 0-0

6. e2-e3 Sb8-d7

7. Ta1-c1 b7-b6

8. c4xd5 e6xd5

9. Dd1-a4

Ueblicher (und besser) ist Ld3.

9. . . . . Le8-b7

10. Lf1-a6 Lb7xa6

11. Da4xa6 c7-c5

12. Lg5xf6 Sd7xf6

13. d4xc5 b6xc5

14. 0-0 Dd8-b6

15. Da6-e2 c5-c4

Die schwarzen Zentrumsbauern sind so wie so schwach. Der Fertzug macht wenigstens den Bb2 rückständig.

16. Tfl-d1

Mit 16. e4, d4; 17. Sd5, SxS; 18. exd5, Lf6; 19. TxO4 war mindestens gleiches Spiel zu haben.

Auf Dd3 oder Te8 folgt Da1+ und auf Te2 entscheidet Db1+ (immer mit Turmgewinn).

Am Donnerstag, den 12. d. Mts., abends 8 1/2 Uhr, eröffnet die „Schachgesellschaft Köpenick“ im Café Schulze, Köpenick, Bahnhofsstraße 20, ein Schachturnier für jedermann. Am 28. d. Mts. beginnt in demselben Lokal ein unentgeltlicher Kurier für Anfänger.

Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

16. . . . . Tf8-d8

17. Sf3-d4 Le7-b4

Bezeichnet LxS nebst Sf6-e4-c5-d3.

18. b2-b3

Gewagt, da Schwarz einen Freibauer erlangt. (In Betracht käme also 18. Sa4, Da5; 19. De2, Tac8; 20. a3)

18. . . . . Ta8-c8

19. b3xO4 d5xc4

20. Te1-c2

Sonst Da5, um die Turmverdoppelung auf der c-Reihe zu verhindern.

20. . . . . Lb4xc8

21. Te2xc8 Sf6-d5!

22. Te8-c2

Txc4? scheidet an Sc3.

22 c4-c3

23. Td1-c1 Te8-c5

Auch sofort Te7 ist angängl.

24. Sd4-b3 Te5-c6

Falls 24. . . . . Te7, so 25. Dd3

und der Sd5 ist gefesselt.

25. Sb3-d4 Te6-c7

26. Sd4-b5? . . . .

Der entscheidende Fehler. Mit Df3

oder Dd1 war die Partie noch spielbar.

26. . . . . Te7-c5

27. Sb5xc4 Sd5xc8

28. Te2xc8 Te5xc8

29. Te1xc8 Dd6-b2!

Aufgegeben.

Aufgegeben.